

Wie sieht die Erde nach uns aus?

Die litauische Künstlerin Emilija Škarnulytė beschäftigt sich mit den Auswirkungen technologischer und wissenschaftlicher Entwicklungen. Eine große Einzelausstellung ist derzeit in Göttingen zu sehen.

Text **Bettina Maria Brosowsky**



Blick in die Ausstellung, die sich über alle drei Geschosse des Kunsthaus Göttingens zieht. Foto: Emilia Hesse

Internationale Forschungseinrichtungen scheinen zunehmend Interesse an der Reflektion ihrer Arbeit durch Künstler und Künstlerinnen zu haben, ein Beispiel: verschiedene Stipendien eines Artist-in-Residence-Programms am internationalen CERN-Kernforschungszentrum bei Genf. Dort wird physikalische Grundlagenforschung betrieben, insbesondere wird der Aufbau der Materie mit Hilfe großer Teilchenbeschleuniger erkundet.

Auch bei der litauischen Künstlerin und Filmmacherin Emilija Škarnulytė dreht sich manches um das CERN, wenn auch ohne offizielles Stipendium. Das Kunsthaus Göttingen stattet ihr gerade eine große Einzelausstellung aus, die unter anderem zwei sehr aufwendige audiovisuelle Videoproduktionen in eigens dafür zugeschnittenen Rauminstallationen umfasst.

Škarnulytė, 1987 in Vilnius geboren, hat in Mailand und in Tromsø, Norwegen, unter anderem Bildhauerei studiert. Aber klassisch Skulpturales ist bei ihr eher Beiwerk geworden. Sie thematisiert lieber die Auswirkungen technologischer und wissenschaftlicher Entwicklungen auf die Erde, untersucht die komplexen Zusammenhänge zwischen Ressourcennutzung, Umweltzer-

störung und Geopolitik. Dabei geht sie aber nicht knochentrocken und streng dokumentarisch vor sondern verschränkt Reales mit computergenerierten Fiktionen und fantastischen Architekturen. Einzig Fehlendes: der Mensch. Denn ihre Videos beziehen die Perspektive einer zukünftigen posthumanen Spezies, die durch teils ruinöse, teils von der Natur zurückeroberte Hinterlassenschaften des Anthropozäns streift. Das ist jenes aktuelle Erdzeitalter, das sich die Welt durch massive menschengemachte Eingriffe und Umgestaltungen Untertan gemacht hat. Für ihren 18-Minüter „t 1/2“ hat Škarnulytė dann auch im CERN gedreht, allerdings kommt es als verlassene Stätte rüber. Der Titel stammt aus der Physik, bezeichnet die Halbwertszeit eines Kernteilchens. Zum Filmen zog es Škarnulytė auch in das stillgelegte litauische Kernkraftwerk Ignalina, sie verwendet Bildmaterial aus einem Neutrino-Observatorium in Japan, in denen physikalische Elementarteilchen und Zerfallsprozesse erforscht werden. Und sie erkundet die Kanäle am Polarkreis, die nukleare U-Boote nutzen. Als Fabelwesen diverser Wasserwelten taucht eine Meerjungfrau auf, von der Künstlerin selbst verkörpert: sie hat dafür das Apnoetauchen mit Monoflosse

gelernt. Solche Wassergestalten sieht Škarnulytė als Evolutionszwischenstand zukünftiger Erdenbewohner, schließlich sei auch der Mensch vor Urzeiten einmal dem kühlen Nass entsprungen.

Glücklich ist diese Meerjungfrau allerdings nicht, sie weint überdimensionale Tränen aus Glas: plastische Objekte Škarnulytės, die an verschiedenen Stellen ihres sich über drei Stockwerke spannenden Parcours auftauchen. Der will als Abfolge von Meeresboden – das Erdgeschoss mit glitzernd gläsernen Volumen imaginerter Datenspeicher –, erstes Obergeschoss als Erdoberfläche und zweites Obergeschoss als Himmel oder digitale Cloud gelesen werden. So ganz synchron sind dann Škarnulytės Filme doch nicht, denn ganz oben geht es wieder unter Wasser. In einem bedrückend faszinierenden Video taucht man ein in eine riesige Datenspeicherlandschaft am Meeresboden. Erste Versuche, die immensen Kühllasten einer immer weiter digitalisierten Welt in dieser Form zu handhaben, sollen einschlägige Großkonzerne bereits unternommen haben, so Škarnulytė. Für den administrativen Teil über Wasser hat sie, zusammen mit dem Architekten Linas Lapinskas, dann einen Phänotyp historischer Herrschaftsarchitekturen bemüht, den Rund- oder Ovalbau. Er beflügelte sogenannte Revolutionsarchitekten jeglicher Couleur, fand etwa um 1780 in der unvollendeten Idealstadt Chaux von Nicolas Ledoux oder ab 1810 in der Zechensiedlung Grand Hornu in Belgien zu städtebaulicher Dimension. Visionär waren in den 1960er-Jahren sicherlich noch die US-amerikanischen Bell Labs, in dem kalifornischen Apple Park, realisiert ab 2013 durch Norman Foster, fand der hermetische Ring dann sein eher dystopisch monopolkapitalistisches Finale. Fragt sich: bleibt einzig das von der Menschheit Wirken in Erinnerung?

Emilija Škarnulytė
Kunsthaus Göttingen, Düstere Straße 7, 37073 Göttingen
www.kunsthaus-goettingen.de
Bis 21. April



Im Februar stellte der Architekt und Architekturtheoretiker Vittorio Magnago Lampugnani

sein neuestes Buch „Gegen Wegwerfarchitektur“ im Berliner Kunstgewebemuseum vor.

Moderiert von Susanne Schüssler philosophiert Lampugnani gemeinsam mit der Landschaftsarchitektin und wissenschaftlichen Mitarbeiterin an der UdK Berlin, Lilith Unverzagt, über drei Regeln für gutes Bauen, voreilige Geschmacksurteile und das Verhältnis von Stadt und Landschaft.

„Warum eigentlich noch ein gesellschaftskritisches Buch über das Bauen?“, nimmt Lampugnani gleich vorweg. Er habe sich beim Schreiben ein wenig Klarheit verschaffen wollen, über Dinge, die ihn in seiner Arbeit als Architekt beschäftigen. Zum Beispiel, was der semantisch überladene Begriff der Nachhaltigkeit heute bedeute. Tatsächlich beschäftigt sich Lampugnani seit nunmehr dreißig Jahren mit der Frage nach einer dauerhaften Architektur, die auch Titelgebend für seine erste Essaysammlung war („Die Modernität des Dauerhaften“, Wagenbach, 1995).

Der italienische Autor erzählt von einem Seminar an der ETH Zürich, wo er gemeinsam mit Studierenden den Konsumismus als Konzept auf

Konzept Konsumismus

Gegen Wegwerfarchitektur – Ein Gespräch mit Lilith Unverzagt und Vittorio Magnago Lampugnani

Text **Hanna Sturm**

die Architektur übertrug. Seine These: Die Vergänglichkeit von Gebäuden ist eine wirtschaftliche Erfindung. Die meisten Gebäude würden nicht aus Altersschwäche abgerissen, sondern, weil es sich lohne. Dieser kapitalistischen Logik setzten die Teilnehmer und Teilnehmerinnen des Seminars drei Regeln entgegen: 1. Dichter bauen, 2. Besser Bauen und 3. Weniger Bauen.

Vorausahnend, dass seit Punkt Nr. 2 einige Anwesende unruhig auf ihren Sitzen herumrutschen, präzisiert Lampugnani, „Besser Bauen“ bedeute für ihn „dauerhaft bauen“. Dabei gehe es ihm einerseits um die Dauerhaftigkeit der Ressourcen, die in ein Haus fließen und andererseits darum, die bereits gewachsene Stadt als etwas Dauerhaftes zu betrachten.

Daran anknüpfend, führt Lilith Unverzagt ein Berliner Bürogebäude aus den 1960er Jahren von Werner Düttmann ins Feld, dessen Abriss sie mit der Initiative „an.ders Urania“ zu verhindern versucht. Das Gebäude entspricht als Hochhaus-Solitär stadträumlich nicht Lampugnani's Ideal einer dichten Blockrandbebauung, aber als er nach seiner Einschätzung zu Abriss oder Erhalt gefragt wird, lacht er. Vor dreißig Jahren hätte er anders geantwortet und genau aus diesem Grund, befürworte er heute den Erhalt des Gebäudes. Wir sollten mit unseren Urteilen vorsichtig

sein, denn sowohl persönliche als auch gesellschaftliche Geschmacksurteile änderten sich. Eine Stadt erzähle ihre eigene Geschichte und dazu gehörten auch jene Kapitel, die wir aus heutiger Perspektive als Irrwege empfänden.

Uneins sind sich Unverzagt und Lampugnani bei der Rolle des Stadtgrüns. Während die Landschaftsarchitektin vom Landschaft-Entwerfen mit und in der Stadt spricht, setzt sich ihr Gesprächspartner für die klare Trennung von Stadt und Landschaft ein. Es gelte nicht immer „Je grüner, desto besser“. Auf die Frage, ob er eine Stadt kenne, die zu grün sei, antwortet er spontan: Berlin. Lautes Lachen im Saal und eine Debatte, die leider nicht zu Ende geführt werden kann, denn schon sind eineinhalb Stunden vorbei. Aber es lassen sich einige Gedanken mit dem kleinen Band „Gegen Wegwerfarchitektur“ wiederaufnehmen, der in seiner kurzen und klaren Form eine Richtschnur im Unterholz der aktuellen Nachhaltigkeits-Debatte sein kann.

Gegen Wegwerfarchitektur

Weniger, dichter, dauerhafter bauen

Vittorio Magnago Lampugnani

128 Seiten, 18 Euro

ISBN 978-3-8031-3737-1

DALLMER Fachplaner Service

Hohe Flexibilität durch drei verschiedene Ablaufgehäuse – passend für jede Einbausituation.

Maximaler Gestaltungsspielraum durch 18 frei kombinierbare Aufsätze – sogar in Farbe.

Saubere Montage durch klar getrennte Gewerke – mit separater und faltenfrei verpackter Dichtmanschette.

Entwässerung perfekt geplant

Die DallDrain-Systemfamilie setzt neue Maßstäbe bei der Planung des Entwässerungssystems:

- DIN 18534 konforme Verbundabdichtung
- Zertifizierter Schall- und Brandschutz
- Barrierefreie Planung

Die Tools für Ihren Arbeitsalltag unter dallmer.de/planer



DALLMER